



„Alte Registrierkasse DM“ von 4028mdk09 - Eigenes Werk. Lizenziert unter Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0 über Wikimedia Commons. (Ausschnitt)



Geld ist ein Zeiträuber. Wir überweisen Rechnungen, tilgen Kredite, bezahlen Schulden. Und wir kassieren ein. Letzteres machen wir gern, denn dann bekommen wir. Alle Tätigkeiten, die mit Geld zusammen hängen, kosten Zeit. Der Wiener Publizist Franz Schandl geht davon aus, dass wir uns einen so bedeutenden Teil unseres Daseins direkt oder indirekt mit dem Thema Geld beschäftigen, dass der sich so summierende Zeitverbrauch allein schon genügt, um von einem versäumten Leben zu sprechen.

Das scheint übertrieben. Das „Geldern“ benötigt zwar in der Tat Zeit, aber doch nicht mehr, so kann man vermuten, als andere Alltäglichkeiten auch. Schwer zu sagen, ob man nun mit Bankgeschäften oder Schuheputzen mehr Minuten am Tag verbringt. Sofern man mit dem Online-Banking erst einmal Übung hat, darf man sich beim hierfür benötigten Zeitverbrauch im Vorteil sehen. Jedenfalls, sofern die elektronischen Geldgeschäfte sich im üblichen Rahmen halten und es sich beim Onlinebanker um einen allein lebenden Mann handelt. Der hat im Durchschnitt nämlich nur dreieinhalb Paar Schuhe zu warten, deren stete Sauberkeit ihn zudem nicht unbedingt interessieren dürfte.

Beschränkt man die Berechnung der Zeit, die uns Geld nimmt, nicht auf die elektronisch notwendigen Tätigkeiten, so sieht die Rechnung schon anders aus. Wir kaufen zumeist mehrmals am Tag irgendetwas ein; der Blick auf den Kaufgegenstand und ins Portemonnaie findet in ständiger Interaktion mit den monetären Möglichkeiten statt. Oft sind wir mit der Frage beschäftigt, ob wir für die Ware wirklich das bezahlen, was sie wert ist, ob wir die Ware nicht woanders billiger bekommen können. Handelt es sich um Waren des täglichen Bedarfs, meldet sich mitunter der evolu-

Jenseits des Geldes ist das Leben

Kein Geldern

Zeit ist Geld, das weiß der Top-Manager genauso gut wie der Hartz-IV-Empfänger. Jenseits der seelischen Verkümmern, die Geld mit sich bringt, gibt es aber noch weitere Gründe, trotz Kapitalismus über eine Wirtschaft ohne Geld nachzudenken.

von Martin Gohlke

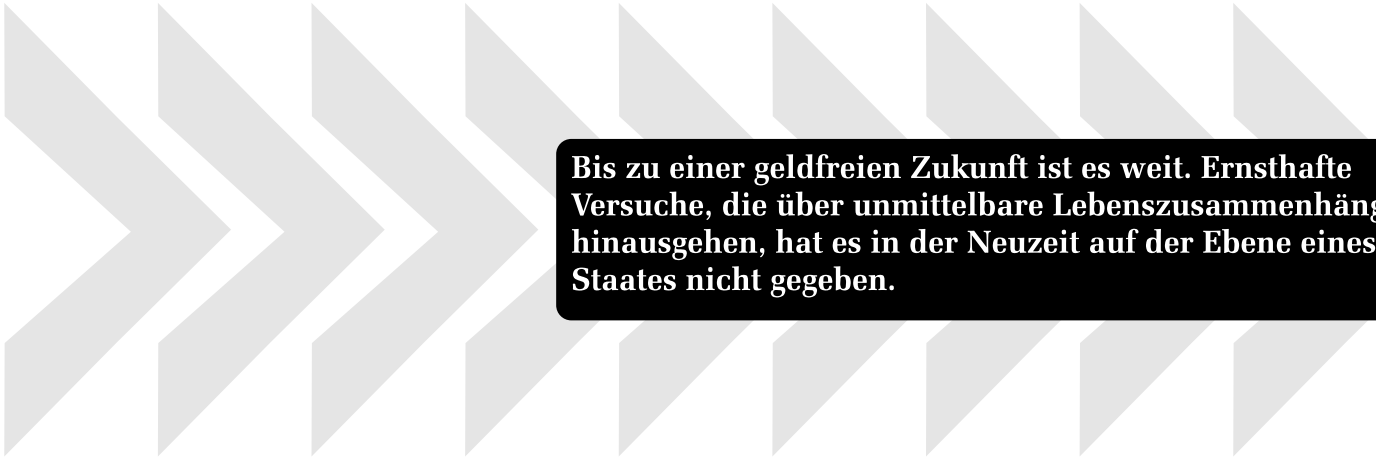
tionsbedingte Hang zur Bevorratung: Wenn das Toilettenpapier heute fünfzig Cent weniger kostet als jahrelang erfahren, lohnt es sich dann, die Rollen gleich x-fach im Zehnerpack zu erwerben? Klar, dafür braucht man das Auto, denkt der Käufer. Aber da man ja sowieso mit dem Gefährt noch etwas zu erledigen hat, kommt es darauf an, beides in einem Rutsch, zeitlich gut organisiert, zu erledigen. Man gehe einmal durch den Supermarkt eines von prekären Arbeitsverhältnissen und Hartz IV geprägten, halbwegs kinderreichen Stadtviertels: Die Selbstzurichtung zum Preisexperten ist dort allgegenwärtig. Und das kostet Zeit.

Zugegeben: Nicht jedem, dem es am Monetären mangelt, geht so eine Handlungsweise ab; wer sich halbwegs kritisch durch die Warengesellschaft schlägt, wird trotz Geldmangels eine solche Degradierung zum allseits wachsamen und abwägenden Kaufsubjekt nicht zulassen, denn es ist weit unter dem, was er als seiner Würde erträglich empfindet. Eine solche Strategie, durch ins Verhalten den Widerwillen gegen die zeitraubende Zuschlags- und Rabattgesellschaft einzubeziehen, ist aber an die Bedingung eines lediglich relativ in Erscheinung tretenden Geldmangels gekoppelt. Und damit ist gesagt, dass diese Strategie mittlerweile auf den Korridor zwischen Hammerfest und Mailand beschränkt ist. Denn infolge der Veränderungen seit der Finanzkrise ist in vielen europäischen Regionen die gesellschaftliche Reproduktion massiv eingebrochen. Übertrieben? Nein, man muss bloß nicht weggucken. Nicht nur in Griechenland und Portugal ist der frühkapitalistische Pauperismus wiedergekehrt mit steigenden Selbstmordraten, Mangelernährung und fehlender Gesundheitsversorgung. Hier muss man sich zuweilen dreimal überlegen, wofür man sein Geld ausgibt. Und das kostet – eben – Zeit.

Es ist umstritten, ob man mehr Zeit damit verbringt, an Geld zu denken, wenn man viel davon hat oder wenn man keins hat. Vielleicht ist die Antwort gar nicht so wichtig, denn allein schon das Aufwerfen dieser Frage legt nahe, dass alle es viel zu viel tun. Der eine grübelt, weil ihm seine unmittelbare Reproduktion kaum möglich ist oder als unzureichend gesichert erscheint, der andere, weil er Angst hat, dass die zur Seite gelegte Geldsumme an Wert verliert. „Steigt der Goldpreis oder sinkt er?“ wird zur Frage, die die Träume beherrscht, statt Vernünftiges zu träumen, also etwas Erotisches. Es ist klar, dass der Goldbesitzer die besseren Karten hat als der Geldlose, aber beide leiden sie. Und dafür geht Zeit drauf. Das versäumte Leben.

Geld zerstört. Freundschaften sowieso. Der Satz „Bei Geld hört die Freundschaft auf.“, ist kein Mythos, sondern resultiert aus einer Menschheitserfahrung, die täglich tausendfach reproduziert wird. Dass es Menschen gibt, die kein Vertrauen zu anderen Personen aufbauen können, mag mehr mit diesem Sachverhalt zusammenhängen als damit, dass sie in ihren ersten Lebensmonaten von Mama nicht genug gehalten wurden. Und die Zerstörungskraft des Geldes macht auch vor Liebesbeziehungen nicht halt. Tiefe Gefühle inniger Zweisamkeit können im Nu von nervtötenden Gesprächen darüber abgelöst werden, ob die Begleichung der Heizkosten angesichts ziemlich entgegengesetzter Wärmebedürfnisse denn wirklich richtig verteilt ist. Und ob der Wärmebedürftige seine monetäre Schuld nicht durch eine – natürlich beiläufige, ohne dass man groß darüber redet – Bezahlung der Kinokarten ausgleichen sollte. So richtig deprimierend sind solche Gespräche dann, wenn man merkt, wie ernst sie geführt werden. Verdinglichung pur oder miese Gattung, könnte man fragen; der Optimist klammert sich an die Diagnose falscher Verhältnisse und kritisiert die fetischisierte Vergesellschaftung, die so einen fürchterlichen Disput zwischen Liebenden erst möglich macht. Wie auch immer, es bleibt der Tatbestand, dass menschliche Beziehungen zuhauf wegen des Geldes in die Brüche gehen.

Geld ist nicht vernünftig. Im Tun des Konsumenten ist das Geld an einen bestimmten Zweck gebunden, an den Kauf einer Ware, mit dem er ein Bedürfnis erfüllt. Anders stellt sich das Geschehen aus der Sicht des Unternehmers dar. Er will aus Geld mehr Geld machen. Sonst macht das Wirtschaften für ihn keinen Sinn. Das Mehr an Geld kann er dann dafür verwenden, es privat zu verbrauchen oder es in seine Firma zu investieren. Meistens ist es ein Mix aus beidem; verzichtet er zu lange darauf, die Produktivität seiner Firma zu heben, verschwindet er über kurz oder lang vom Markt. In dem Geldvermehrungsprozess sind die menschlichen Bedürfnisse ebenso nachrangig wie die Belange der Umwelt. Deswegen ist Geld nicht vernünftig.



Bis zu einer geldfreien Zukunft ist es weit. Ernsthafte Versuche, die über unmittelbare Lebenszusammenhänge hinausgehen, hat es in der Neuzeit auf der Ebene eines Staates nicht gegeben.

Geld macht uns scheinheilig. Ob Konsument oder Unternehmer: Wie wir uns im Kontakt verhalten, entscheidet sich über das Geld; wir sind freundlich zueinander – oder auch unfreundlich –, weil es ums Geld geht. Geld ist nicht neutral gegenüber unserem Bedürfnis, einen Menschen an und für sich oder für uns interessant zu machen. Geld bestimmt, dass sich unser Interesse an ihm über seine Rolle als Geldsubjekt konstituiert.

Es stimmt nicht, dass Geld eigentlich kein Problem ist, sondern nur die Gier danach. Wenn es die Gier ist, die für die tobende Finanzkrise verantwortlich ist, dann müsste das bedeuten, dass die Gier der Menschen früher gering gewesen ist und heute eben größer – ein Argument, das mit der begründungslosen Konstatierung einer massiven Verhaltensänderung an sich schon schwach ist. Die Gier kommt bestenfalls hinzu, ist aber nicht die Ursache der Verwerfungen auf den Finanzmärkten. Das Geld selbst ist Subjekt in dem Prozess, aus Geld mehr Geld zu machen. Die Erfahrung, dass die Geldvermehrung dann besonders gut vonstatten geht, wenn Geld als Kapital eingesetzt wird, um neue Wertproduktion zu ermöglichen, lässt das Geld nach entsprechenden Anlagemöglichkeiten suchen. Seit geraumer Zeit erlebt das Geld dabei in einer bisher nicht gekannten Dimension, dass es immer weniger Verwertungsgelegenheiten in Industrie und Handel findet. Immer mehr Gelder in der Form von Aktien, Derivaten und Staatsanleihen streiten sich um immer weniger Anlagemöglichkeiten in der realen Wirtschaft. Was soll das Geld tun? Es weicht auf den Finanzmarkt aus und spekuliert dort. Das tat es schon immer, solange es Kapitalismus gibt. Das Neue ist, dass es das in einem unvorstellbaren Maße tut und dabei immer substanzloser agiert.

Wie ist diese zunehmende Substanzlosigkeit zu verstehen? Die ungenügenden Anlagemöglichkeiten des Geldes in der Realwirtschaft sind auf den massiven Prozess seiner Entwertung zurückzuführen: Das Geld wird immer mehr, aber gleichzeitig wird der Warenwert immer geringer, da durch den Zwang zur Rationalisierung, der sich durch die Konkurrenz ergibt, immer weniger Arbeitskräfte gebraucht werden. Dieses Auseinanderdriften von Wertschöpfung (Arbeitsverbrauch) und der allgemeinsten Wertform (Geld) nimmt der Wertkritiker Ernst Lohoff als ein wichtiges Moment für seine These von der fundamentalen, also nicht einfach konjunkturell bedingten Krise des Kapitalismus. Für Lohoff ist Geld umfassend destruktiv geworden. Das sei mal anders gewesen: Geld habe sehr wohl eine entwicklungsfähige Rolle für das Wirtschaften gespielt, es könne diese Rolle aber nun aufgrund des Entwertungsprozesses immer weniger ausfüllen. Lohoffs These umfasst nicht nur, dass eine relative Funktionsfähigkeit des Kapitalismus nicht einfach von dem Willen zur politischen Steuerung desselben abhängt, sondern auch, dass die Erfahrung einer halbwegs gelingenden politischen Steuerung der Marktwirtschaft nicht beliebig wiederholbar ist.

Es ist ein Mythos, dass Arbeitsteilung Geld benötigt. Seit jeher gibt es soziale Zusammenhänge, die ohne Geld funktionieren. Man denke nur an die Familien oder die Wohn- oder Dorfgemeinschaft. Aber die herkömmliche Arbeitsgesellschaft hat selbst einen Ort zu bieten, an dem weder getauscht noch bezahlt wird, nämlich die Unternehmen und Institutionen selbst. In deren Binnenverkehr überwiegt die Kooperation, denn sie ist ein notwendiger und wesentlicher Faktor der Produktivität. Erst in der Anarchie des Marktes geht es nicht mehr ohne Geld.

Dass die Fragestellung, ob auch der außerbetriebliche Güterverkehr ohne Geld funktionieren könnte, ernsthaft gestellt werden darf, zeigt der Blick in die Vergangenheit. In der Hochzeit der Kibbuzim wurde auf dem höchsten damaligen technischen Niveau die Teilung der Arbeit und die Verteilung der Güter weitgehend ohne Geld organisiert. Andere Beispiele findet man in vormodernen Gesellschaften, auch wenn sie aufgrund ihrer personellen Herrschaftsformen keine Alternative zur Warengesellschaft darstellen können. Vorrangig sind hierbei die sogenannten Reduktionen des 17. und 18. Jahrhunderts in Südamerika zu nennen, von deren geldfreien und zudem relativ wohlständigen Leben schon die ersten Sozialisten der Aufklärungszeit fasziniert waren. Weitgehend geldlose Gemeinschaften, die nahe dem Stand der üblichen Produktivität ihr Leben zu organisieren wussten, sind auch aus der Spätantike im Zuge des Zerfalls des römischen Kaiserreichs bekannt. Alle Gesellschaftsgebilde, die auf Geld verzichteten, zerbrachen wieder, wofür jedoch nicht zuletzt die von monetären Gegebenheiten geprägten Außenbeziehungen verantwortlich waren.

Nicht konstruktiv ist die Auffassung, dass Geld eigentlich gut ist und nur der Zins das Problem darstellt. Diese Ansicht hat eine offene Flanke zur antihumanistischen Personalisierung von Konflikten, nach dem Motto, wer den Zins kassiert, der ist der alles überragende Bösewicht und soll auch als solcher behandelt werden. Darüber hinaus taugt die Idee der Zinslosigkeit auch als Kerngedanke für eine vernünftige Steuerung der gegebenen Wirtschaftsordnung nicht. Viele Kategorien unserer warenproduzierenden Ökonomie, wie Arbeit gegen Lohn, Markt, Gewinn oder Investitionen sind auf das Spiel mit dem Zins schlicht angewiesen; Marktwirtschaft ohne Zins ist unmöglich. Die Ablehnung des Zinses kann aber dann interessant sein, wenn sie mit einem Zweifel über die Sinnhaftigkeit anderer Kategorien verbunden ist, die uns für ein vernünftiges Wirtschaften als selbstverständlich erscheinen. Das wäre dann aber kein Kapitalismus mehr.

Den Gedanken, dass es Geld nicht zwangsläufig immer geben muss, findet sich sehr eindrucksvoll in einer Folge von Star Trek TNG wieder. Dort richtet der nicht zufällig in Macho-Haltung auftretende Chef einer bisher unbekanntes Gattung, der zu Besuch auf der Enterprise verweilt, an Kapitän Picard die Frage: „Sag' mal, was verdienst du eigentlich so?“ Ungläubig schauen sich daraufhin Picard und seine Kollegen in die Augen und fangen alsbald ebenso herzlich wie väterlich an zu grinsen. Aha, denken sie, wir haben es hier also mit einer Gattung zu tun, die sich auf niedrigerem Kulturniveau befindet, denn sie tauschen und geldern. „Die Armen“, scheinen die Besatzungsmitglieder von Raumschiff Enterprise gedanklich auszusprechen, „wissen die überhaupt schon, was sie sich mit dem Geld antun?“

Bis zu einer geldfreien Zukunft ist es weit. Ernsthafte Versuche, die über vorrangig unmittelbare Lebenszusammenhänge hinausgehen, hat es in der Neuzeit auf der Ebene eines Staates nicht gegeben. Der Versuch, die Übel der Geldwirtschaft durch staatliche Planung zu überwinden, ging daneben. Der Realsozialismus erwies sich als Alptraum einer wirklichen Alternative zur Geldwirtschaft; man versuchte dort den manischen Blick auf das Geld durch bürokratische Maßnahmen zu zügeln. Damit legte man aber auch den inneren Zwang zum Wachstum und zur Effizienzsteigerung still, was man dann durch eine Befehlswirtschaft letztendlich erfolglos versuchte auszugleichen.

Auch der Blick auf die Erfahrungen alternativ wirtschaftender Betriebe lässt den Beobachter nicht wirklich hoffen, dass auf dieser Grundlage ein erster nachhaltiger Transformationsschritt in eine Wirtschaft ohne Geld gemacht werden kann. Der Zwang, sich auf Kauf und Verkauf einlassen zu müssen, lässt wenig Spielraum für die Etablierung geldloser Umgangsformen. Anders wäre die geldkritische Wirkmächtigkeit der Alternativbetriebe möglicherweise einzuschätzen, wenn sie als Teil eines geldlosen

Netzwerkes in Erscheinung treten könnten. „Diese Netzwerke“, schreibt der studierte Ökologe Andreas Exner, „müssten sich durch freie Absprache und wechselseitige Verpflichtung konstituieren. Sie könnten selbst eine neue ‚soziale Gewohnheit‘ des geldfreien verbindlichen Umgangs miteinander generieren.“

Solche Netzwerke, wie sie Exner favorisiert, erscheinen angesichts der vielen persönlichen und gesellschaftlichen Verwerfungen, die Geld zur Folge haben kann, ebenso naheliegend wie attraktiv. Es fällt jedoch schwer, der Vorstellung geldlos agierender Netzwerke Begeisterung entgegenzubringen, wenn man weiß, dass diese Netzwerke vor dem Kunststück stehen, eine Arbeitsteilung zu entwickeln, die bereits vor der Produktion von Gütern und dem Leisten von Diensten der gemeinsamen Absprache bedarf, ohne dass sie dabei auf das gescheiterte Methodeninventar realsozialistischer Beispiele zurückgreift. Einen Grund, das für möglich zu halten, geben aber die weiter entwicklungsfähigen Modelle der „Solidarischen Ökonomie“ in Brasilien und anderswo und die Erfahrungen der seit mittlerweile zwanzig Jahren ihren eigenen Weg gehenden Zapatisten. Vom Staat verlangen sie, dass ihre teilweise geldlos gestalteten Lebenszusammenhänge vor der Geldwirtschaft geschützt werden.

Die existierenden und in naher Zukunft möglicherweise aus der Not erwachsenen geldkritischen und geldlosen Formen der Vergesellschaftung bedürfen unbedingt einer wohlwollenden Öffentlichkeit. Es muss selbstverständlich sein, dass man Geld für einen Teil des Problems selbst hält. Dafür müssen die wenigen greifbaren historischen und gegenwärtigen Beispiele für ein Miteinander ohne Geld ins allgemeine Bewusstsein getragen werden. Die Leitfrage darf nicht mehr sein, wie verteilen wir das Geld gerecht, sondern wie organisieren wir menschliche Gesellschaften – die längst in der Lage sind, ohne Ende Güterreichtum herzustellen – jenseits vom Geld, also eines Tauschmittels, das uns auf persönlicher Ebene vor allem als Belastung begegnet und gesellschaftlich angesichts der potenzierten Entwicklung zum „Geld ohne Wert“ keinen funktionierenden, von vielen Menschen früher als annehmbar erfahrenen Kapitalismus mehr bieten kann.

Fragend gehen wir voran, machten die Zapatisten schon vor über zwanzig Jahren sich zum Leitsatz und schufen damit Tatkraft und auch etwas Frohsinn, nachdem die herkömmlichen Strategien und Taktiken der traditionellen Linken oft nur noch Trostlosigkeit erzeugen konnten. Auf was verzichten wir eigentlich, wenn wir aufs Geld verzichten? Und „was können wir gewinnen, wenn wir uns der Geldwirtschaft entledigen?“ (Exner) Und wenn wir bei der Frage nach einem geldkritischen, geldlosen Wirtschaften nicht im luftleeren Raum beginnen wollen: Welche Beispiele zeigen am ehesten nachhaltige Strukturen einer menschlichen wie effizienten Wirtschaftsweise, auf die man aufbauen kann?

Nicht die Gedanken an ein Wirtschaften jenseits des Geldes sind ver-spinnen, sondern zu glauben, man könne mit dem Geld weitermachen wie bisher. Der Kapitalismus hatte seinen Aufstieg und er hatte seine Blütezeit, in deren Folge in Deutschland in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts alle Forderungen, die die Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert und in der Novemberrevolution aufgestellt hatte, erfüllt waren. Zu der Zeit schien das Geld seine Zwecke in gesellschaftlich erträglicher Form erfüllen zu können. Es hat Gründe, die in den ökonomischen Strukturen selbst zu suchen sind, warum das heute nicht mehr einfach dadurch möglich ist, dass man den Umgang mit Geld vernünftig politisch steuert. Das Wissen um diese Gründe muss zum allgemeinen Wissenskanon gehören. Ohne einen neuen und tieferen Blick auf die Ökonomie, wie sie uns Ernst Lohoff und andere anbieten, kann man den Gründen nicht befreiend auf die Spur kommen. Geschieht das, wird es ein Feuerwerk von Ideen geben, wie man ohne Geld besser leben kann.



Literatur:

Andreas Exner, Mythos Geld, in: Streifzüge, Nummer 54, 2012.

Ernst Lohoff, Auf Selbstzerstörung programmiert, Krisis 2/2013. Der Aufsatz kann als PDF-Datei downgeloadet werden. Vorweg hat die Schrift eine Zusammenfassung, die dem Leser einen Überblick in Lohoffs Krisentheorie gibt. Vgl.: <http://www.krisis.org/2013/ernst-lohoff-auf-selbstzerstoerung-programmiert>

Karl Marx, Kapital Band II, MEW Bd. 24, S. 59 f. Schon mal Marx gelesen? Die eineinhalb Seiten nach dem Strich auf Seite 59 verfolgen und schauen, ob man den Ausführungen etwas abgewinnen kann. Die dort verwendeten Abkürzungen G, W, P und anderes wird der Leser nach der Lektüre dieses Artikels selbst auflösen können.

Franz Schandl, Das versäumte Leben, Interview von 2014 mit Franz Schandl zum Thema Geldlogik und Demonetarisierung (Radio Algebra). Das mit Musikunterbrechungen 53 Minuten lange Interview ist über Audiodatei vollständig zu genießen. Vgl.: <http://cba.fro.at/257095>